Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 43 (2001)

Nachruf: Totentafel

Autor: Cathomas, Bernard / Landolt, Robert / Gartmann, Johannes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heinrich Schmid zum Gedenken

Anfangs Februar 1999 traf ich Heinrich Schmid zum letzten Mal. Er erzählte von einer Reise ins winterliche St. Petersburg im Januar und von seinen bevorstehenden Ferien im Val Müstair, er nahm Anteil an meiner neuen Aufgabe in Zürich, sprach von der kürzlich erschienenen *Wegleitung für den Aufbau einer gemeinsame Schriftsprache der Dolomitenladiner* und wollte meinen Rat hören, wem er seine Fachbibliothek zur Romanistik anvertrauen könnte, da er doch allmählich mit Forschen und Veröffentlichen aufhören wolle, um noch für eine letzte Zeit in Musse die Schönheiten dieser Welt in sich aufzunehmen. Am 23. Februar starb er völlig unerwartet an einem schweren Herzinfarkt. Sein Tod hat auch in der Rätoromania Trauer und Betroffenheit ausgelöst. Mit seinen *Richtlinien für die Gestaltung einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache Rumantsch Grischun* (1982) hat er die Grundlage gelegt für die gemeinsame rätoromanische Schriftsprache, die heute in Bund und Kanton, Wirtschaft, Medien und Schule zunehmend als Brückensprache anerkannt und verwendet wird.

Heinrich Schmid kannte ich seit meinen Studienjahren in Zürich mehr vom Hörensagen als aus direkten Kontakten. Unter den Romanistikstudenten ging die Fama, Professor Schmid sei eine absolute Ausnahmeerscheinung, kenne nicht nur alle romanischen Sprachen von Portugal bis nach Rumänien, sondern auch alle rätoromanischen Idiome und spreche Surmiran, er arbeite die Nächte durch, halte seine Vorlesungen gegen Abend und sei zwar ein fachlich und wissenschaftlich fordernder, aber menschlich sehr zuvorkommender und auf Ausgleich bedachter Professor.

Diese Einschätzungen kamen mir in Erinnerung, als man Ende 1981 nach vielen Gesprächen und Sitzungen in der Lia Rumantscha zur Einsicht gekommen war, dass die Romanen es aus eigener Kraft nicht schaffen würden, den für eine bessere Präsenz der Sprache so wichtigen Schritt zu einer gemeinsamen Schriftsprache zu wagen. In Verhandlungen mit Zentral-

verwaltungen, Grossverteilern und Dienstleistungsbetrieben, den wichtigsten Verbreitern geschriebener Sprache, hiess es kategorisch: *ein* Romanisch oder kein Romanisch. Mit Heinrich Schmid als hoch qualifiziertem und anerkannten Aussenstehenden konnten die blockierenden lokalen und regionalen Interessen und Empfindlichkeiten ausgeschaltet und ein Konsens erreicht werden.

Heinrich Schmid, am 6. April 1921 in Zürich geboren, wo er – abgesehen von Reisen und Forschungsaufenthalten – sein ganzes Leben verbracht hat, studierte in Zürich bei Lehrern wie Jakob Jud, Arnald Steiger und Manu Leumann und schloss seine akademische Erstausbildung mit den Fächern *Vergleichende Geschichte der romanischen Sprachen, Italienische Sprache mit Schwerpunkt Dialektologie sowie Slavistik* ab. Es folgten die Assistenz am Romanischen Seminar der Universität Zürich und Aufenthalte in Florenz, Paris, Rom und in Rumänien. Von Andrea Schorta gerufen, arbeitete er ab 1953 am Rätischen Namenbuch und dann während rund fünfzehn Jahren als Teilzeitredaktor am Dicziunari Rumantsch Grischun, zu dem er an die 140 Artikel im Umfang von über 300 Spalten beigetragen hat. Er war während vierzig Jahren Mitglied und von 1969 bis 1984 Präsident der Philologischen Kommission des Dicziunari, herausgegeben von der Societad Retorumantscha. «Das bedeutete, dass ich Hunderte von Korrekturabzügen durchzusehen und auf Druckfehler und allfällige andere Mängel hin zu prüfen hatte – Berge von Papier, in denen sämtliche Idiome und sämtliche Ortsmundarten Romanischbündens vorkamen, sodass ich schliesslich mit allen romanischen Wassern und Wässerchen gewaschen war.» (Annalas 111/1998, S. 107)

1962 habilitierte er zum Thema *Europäische Sprachräume;* auf das Wintersemester 1963/64 erfolgte seine Wahl zum Assistenzprofessor an der Universität Zürich und drei Jahre später die Beförderung zum Extraordinarius. Schwerpunkte seiner Lehrveranstaltungen waren die italienische Sprachwissenschaft (insbesondere die Dialektologie) und das Rätoromanische, daneben aber auch die ältere Galloromanistik und das Rumänische. In seinen Publikationen befasste er sich mit Fragen der vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft und mit der Abgrenzung der romanischen Schweiz gegen aussen und ihrer Gliederung im Innern *(Über Randgebiete und Sprachgrenzen; Der Vokativ in den europäischen Sprachen; Romanischbünden zwischen Nord- und Südeuropa; Zur Gliederung des Bündnerromanischen; Zwischen Chur und Chiavenna: die Mitte Romanischbündens; An der Westgrenze des Rätoromanischen; Geschichte der rätoromanischen Deklination; Le francoprovençal: français retardé ou français avancé?).*

Heinrich Schmid hatte mit den führenden rätoromanischen Sprachwissenschaftern in Zürich studiert. Die jüngere Generation von Rätoromanisten hatte er selber ausgebildet und weit über die Rätoromania hinaus genoss er dank seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner einnehmenden Persönlichkeit höchste Achtung. Wie kein anderer erfüllte er die Voraussetzungen für die schwierige und heikle Aufgabe der Schaffung einer gemeinsamen Schriftsprache für das Bündnerromanische. Es war also kein Zufall, dass diese Sprachgemeinschaft in seinem letzten Lebensabschnitt zu seinem Schicksal wurde. Innert nur sechs Wochen schuf er anfangs 1982 die Richtlinien für die rätoromanische Koiné. Aber hinter diesen sechs Wochen stand eine sehr lange Inkubationszeit von rund fünfundvierzig Jahren, «denn schon als noch ganz grüner Gymnasiast, lange bevor ich zum ersten Mal ‹rätoromanischen Boden› betrat (sofern es das gibt), bin ich bereits der mysteriösen Attraktion des Bündnerromanischen erlegen und begann, autodidaktisch und amateurhaft, mich durch ein Idiom nach dem anderen durchzubeissen – eine anstrengende, aber auch lustvolle Tätigkeit». (Annalas 111/1998, S. 107)

Für mich als damaligen Geschäftsführer der Lia Rumantscha, sicher aber auch für die Studenten im Haus und in Zürich, die während dieser sechs Wochen mit Professor Schmid die Genesis des Rumantsch Grischun miterleben durften, bleibt diese Zeitspanne zu Beginn des Jahres 1982 unvergesslich. Sehr schnell stand für ihn und uns alle fest, dass nicht einem der bestehenden Regionalidiome die Rolle einer Überdachungssprache zukommen konnte. Viel-

mehr galt es, möglichst alle zu berücksichtigen und alle jene Elemente zu einer neuen Einheit zusammen zu führen, die typisch für die Idiome und charakteristisch für das Rätoromanische als Ganzes ist. Ausgangspunkte bildeten das Vallader (Unterengadin) und das Sursilvan (Vorderrhein) als stärkste Idiome; das Surmiran (Mittelbünden) fungierte als «Zünglein an der Waage» in Zweifelsfällen, aber auch das Sutsilvan (Schams/Domleschg), das Putèr (Oberengadin) und das Jauer (Val Müstair) kamen mit markanten Lauten und Wörtern zum Zug. Heinrich Schmid erörterte und testete in nächtlichen Besprechungen Varianten und Ideen mit ausgewählten Studenten, unterbreitete uns in der Lia Rumantscha wöchentlich mögliche Lösungen für heikle Fälle, wobei einem im Gespräch mit ihm schnell bewusst wurde, wie gründlich durchdacht und umfassend konzipiert seine Vorschläge waren. Gleichzeitig war er in Kontakt mit den Sprachwissenschaftern aus den verschiedenen Idiomgebieten, erwog mit ihnen die wesentlichen Schwierigkeiten und schuf so laufend die nötige Akzeptanz bei den «Opinion leaders».

Im April 1982 stand das Regelwerk für die neue gemeinsame Schriftsprache fest und fand bei den in der Lia Rumantscha versammelten Rätoromanisten breite Zustimmung. Heinrich Schmid erläuterte seine Vorstellungen in öffentlichen Versammlungen in den fünf Idiomregionen, stand auch Kritikern und Zweiflern Rede und Antwort, doch übergab er das Projekt für die Umsetzung an die Lia Rumantscha. Er wusste und betonte immer wieder, dass die linguistische Grundlage nur *eine* Voraussetzung für den Erfolg der Sprachstandardisierung darstellte. Weitere, nicht weniger wichtige Schritte lägen im Aufbau der neuen Sprache und in der Einführung und Verbreitung in der Sprachgemeinschaft. Dazu äussert er sich im Aufsatz: *Eine einheitliche Schriftsprache: Luxus oder Notwendigkeit? (Istitut Ladin ‹Micurà de Rü›, San Martin de Tor 1989).* Ohne die linguistisch brillante Grundlagenarbeit von Heinrich Schmid und seine dezente Begleitung des Projektes wäre das Rumantsch Grischun aber nicht das geworden, was es heute ist: eine relativ breit akzeptierte und verwendete schriftliche Brückensprache für ganz Romanischbünden. Dazu brauchte es nicht nur fachliches Wissen und emotionale Intelligenz, sondern auch eine tiefe Liebe zu Land und Leuten, ihrer Sprache und Kultur. Diese und seine vornehme Zurückhaltung haben Heinrich Schmid davor bewahrt, als «Professor aus Zürich» stigmatisiert zu werden, der sich in rätoromanische Angelegenheiten einmischt. Auch jene, die das Rumantsch Grischun nicht begrüssten, begegneten ihm mit Hochachtung. Für seinen entscheidenden Einsatz zu Gunsten einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache erhielt er 1996 den Preis der Stiftung Dr. J.E. Brandenberger (vgl. *Laudatio und Dankesrede* in Annalas 111/1998, S. 85 bis 111).

Der Erfolg des Rumantsch Grischun in Graubünden ermutigte die Dolomitenladiner in Südtirol, für ihre in fünf bis acht Schriftvarianten zersplitterte Sprachgemeinschaft eine vergleichbare Lösung zu suchen. Wieder war Heinrich Schmid bereit, die Grundlagenarbeit zu leisten. Da er für diese Sprachsituation nur «summarische Kenntnisse» hatte, «dauerte es dort nicht sechs Wochen, sondern sechs volle Jahre, bei intensiver Arbeit, bis meine Wegleitung bereit war. Auch dort erlebte ich im übrigen die Genugtuung, dass unverbrauchte jüngere Kräfte aus Ladinien das Konzept aufnahmen und nun mit grossem persönlichen Einsatz weiterführen». (Annalas 111/1998, S. 108)

Heinrich Schmid ist der Vater des Rumantsch Grischun. Sein Name wird mit dieser Sprache für immer verbunden sein. Die Rätoromania ist ihm zu grossem Dank verpflichtet für diesen einmaligen Beitrag zur Spracherhaltung. Die Schweizer Romanistik hat mit ihm einen anerkannten Vertreter der vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft verloren. Heinrich Schmid hat aber nicht nur ein grosses Werk, sondern viele Freunde hinterlassen. Er war ein kluger Lehrer, ein erfolgreicher Sprachforscher, ein Bewunderer der sprachlichen Vielgestaltigkeit und ein Verfechter der Einheit in der Vielfalt, vor allem aber war er ein grosser Mensch. Sia ovra resta en la memoria da nossa cuminanza.

Bernard Cathomas

Dr. med. Constant Wieser (1920–1999)

Am 16. September ist Dr. med. Constant Wieser nach langer Krankheit aber doch unerwartet gestorben. Sein schweres Leiden hat er von Beginn an sehr genau beobachtet und in der Schweizerischen Ärzte-Zeitung publiziert. Es war ihm daran gelegen, anderen Menschen mit der gleichen Erkrankung (einer zunehmenden Muskelschwäche) durch seine Erfahrungen Wege zur Verlangsamung des Krankheitsprozesses aufzuzeigen. Der plötzliche Tod hat ihn von weiterem Leiden erlöst. Seine Mobilität war sehr eingeschränkt, sein Geist blieb aber bis zum letzten Tag frisch und klar wie immer.

Constant Wieser wurde am 25. Juli 1920 in Zuoz geboren. Er war das vierte von sechs Geschwistern. Seine Eltern betrieben das bekannte Gasthaus Crusch Alva. Trotz der bald darauf eintretenden Weltwirtschaftskrise, die der Familie grosse Sorgen machte, verbrachte Constant in Zuoz eine glückliche Kindheit. Hier lernte er auch die Freuden und Leiden der Bergbauern kennen. Gerne erinnerte er sich an die schöne Zeit als Hirtenbub auf dem Maiensäss. Zuoz war für ihn stets seine geliebte Heimat. Als Bürger von Tarasp war er katholisch, wuchs somit in der Diaspora auf und wechselte dann 1933 ans Gymnasium des Klosters Disentis, wo er 1939 mit der Matura abschloss. Hier in Disentis sind die Grundlagen für seine umfassende Bildung und seine liberalkatholische Haltung gelegt worden. Obwohl seine Eltern es lieber gehabt hätten, dass er Priester würde, hat er sich zum Studium der Medizin entschlossen, da er sich, wie er sagte, doch lieber mit den Menschen als nur mit Gott beschäftigen wollte.

So studierte er Medizin an den Universitäten Fribourg, Zürich und Lausanne sowie ein Semester in München und schloss mit dem Staatsexamen 1945 in Lausanne ab. Die Studienzeit war durch viele Aktivdiensttage unterbrochen und erschwert. Constant Wieser hat den Militärdienst für sein Vaterland gern geleistet, zuerst als Mitrailleur, dann bei der Sanitätstruppe, und schloss seine militärische Laufbahn als Hauptmann der Sanität ab.

Nach dem Staatsexamen war er Assistenzarzt an den Spitälern von Altstätten und Solothurn. 1947 heiratete er Jacqueline B. Guberan. Drei Töchter und ein Sohn wurden dem glücklichen Ehepaar geschenkt. Dann arbeitete der junge Mediziner als praktisch tätiger Arzt in Chateau-d'Oex und in Wengen, um sich dann in Lausanne als Radiologe auszubilden. Hier am Röntgeninstitut der Universitätsklinik erhielt er eine umfassende Ausbildung zum Röntgenarzt. Seinen Lehrer Prof. Leon Babaianz hat er hoch verehrt und war ihm sehr dankbar für die Förderung und die freundschaftliche Zuwendung. Nach Abschluss dieser Ausbildung wurde er Oberarzt am Röntgeninstitut des Kantonsspitals St. Gallen. 1957 erfolgte dann seine Wahl als Chefarzt der Röntgenabteilung am Kantonsspital Chur, wo er 1985 altershalber zurücktrat.

Wie reich und vielfältig sein Leben war und wie viel er für die Allgemeinheit getan hat, sei in den folgenden Zeilen festgehalten. Arzt, Historiker, Volkskundler, Politiker, Mensch und Christ sind Leitsterne seines Wirkens.

Für Constant Wieser stand im Vordergrund seine Hinwendung zum Mitmenschen. Er war mit Leib und Seele Arzt. So hat er auch verfügt, dass auf seiner Erinnerungstafel auf dem Friedhof in Zuoz das Wort «Medi» stehen soll. Seine grosse Leistung ist, die

Röntgenabteilung des Kantonsspitals Chur, die vor seiner Wahl ärztlich von Zürich aus betreut wurde, zu einem modern eingerichteten zentralen Röntgeninstitut entwickelt zu haben. Neben dem Ausbau der Röntgendiagnostik mit der Einführung der Computertomographie, der Angiographie, der Mammographie und der Ultraschalluntersuchung führte er in der Therapie die Nuklearmedizin ein. All dies erforderte grosse finanzielle Mittel, die nur durch seine fundierten Vorbereitungen und seine Überzeugungskraft bei den Behörden durchgesetzt werden konnten.

Ein grosses Anliegen von Constant Wieser war es, anderen Spitälern röntgenologische Hilfe zu bieten. So kam ein eigentlicher Konsiliardienst zu Stande. Besonders intensiv war während längerer Zeit die Konsiliartätigkeit am Spital Samedan, am Medizinischen Zentrum Bad Ragaz und der Klinik Valens. In einer Reihe von wissenschaftlichen Publikationen und Vorträgen berichtete er über neue Erkenntnisse und Beobachtungen. Sehr am Herzen lagen ihm auch die Ausbildung und Förderung seiner Assistenten und Oberärzte, nicht wenige haben später an anderen Spitälern leitende Funktionen übernommen. Für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war er der verehrte Chef.

Im Kantonsspital Chur war es eine Freude, mit Constant Wieser zusammenarbeiten zu können. Bei den täglichen Röntgenrapporten wurden die Röntgenbilder besprochen, und es fand ein reger Gedankenaustausch statt. Durch die Übernahme immer neuer Aufgaben und die Vergrösserung und den Umbau des Kantonsspitals 1967 entwickelte sich das Röntgeninstitut zu einem grossen Betrieb, dessen Führung nicht leicht war und grosse Anforderungen an den Chefarzt stellte, die er dank seiner Tatkraft und Konzilianz zur Zufriedenheit aller löste. Der Strahlentherapie widmete er sich mit ganz besonderer Liebe. Hier konnte er direkt Kontakt mit den Patienten nehmen, sie längere Zeit beobachten und sich persönlich um sie kümmern. Es war für ihn eine grosse Freude, dass er nach seinem Rücktritt als Chefarzt noch während zwei Jahren die Strahlentherpieabteilung weiterhin betreuen konnte. Seine Erinnerungen als Röntgenarzt im Kantonsspital hat er im Bündner Jahrbuch 1995 festgehalten.

Schon während seiner Zeit als Gymnasiast an der Klosterschule Disentis wurde sein Interesse an Geschichte und Volkskunde, vor allem durch seine Lehrer Dr. Pater Iso Müller und Pater Notker Curti, geweckt. Mit diesen hatte er damals schon heftige Diskussionen über die Baugeschichte des Engadinerhauses.

Eine seiner ersten grösseren Arbeiten war das schöne Heimatbuch über Zuoz, gedruckt 1965. Damit hat er diesem Dorf, mit dem er so eng verbunden war, ein schönes Denkmal gesetzt. Mit dem Beitrag über Johann Travers im 1970 erschienenen Werk «Bedeutende Bündner» ist es Constant Wieser gelungen, diesen berühmten Zuozer aus dem 16. Jahrhundert als Soldatenführer, Staatsmann, Humanist und Glaubenserneuerer packend darzustellen, nicht zuletzt vielleicht deshalb, weil er sich mit dieser Persönlichkeit irgendwie wesensverwandt fühlte. Auch in seinem letzten Werk «Val Fex, das Tal, die Häuser und ihre Bewohner», dessen Manuskript er noch abschliessen konnte, dessen Erscheinen (2000) er aber nicht mehr erlebte, befasste er sich nochmals mit dem Engadinerhaus.

Neben diesen volkskundlichen Arbeiten hat Constant Wieser auch eine Reihe von medizinhistorischen Arbeiten veröffentlicht. Der Bündner Ärzteverein betraute ihn mit der Redaktion der umfangreichen Festschrift, die 1970 anlässlich des 150-jährigen Jubiläums unter dem Titel «Aeskulap in Graubünden» erschien, worin mehrere wichtige Artikel aus seiner Feder stammten. Zusammen mit Prof. Josef Wellauer und Dr. Hans Etter schrieb er die Geschichte der Röntgenologie in der Schweiz (1989). Schliesslich war er noch Mitarbeiter bei der Neubearbeitung des Historisch-biographischen Lexikons der Schweiz.

Von Haus aus politisch interessiert und angeregt, hat sich Constant Wieser auch politisch betätigt. Als liberaler Katholik mit starkem sozialem Engagement fühlte er sich von den Zielen der christlichsozialen Partei angesprochen und wurde deren Mitglied. Zweimal war er, insgesamt 13 Jahre lang, Mitglied des früheren Stadt- und späteren Gemeinderates von Chur, den er

1968 präsidierte. Es waren insbesondere soziale, bauliche und kulturelle Belange, die er mit Sachkenntnis und Temperament vertrat. Noch vor zwei Jahren war er Mitglied der Altstadtkommission, die der Baukommission der Stadt Chur beratend zur Seite steht. Als beliebter Kolumnist des Bündner Tagblatts nahm er oft Stellung zu aktuellen Fragen. Mit grosser Freude und Genugtuung hat er 1997 einen Anerkennungspreis des Kantons Graubünden für seine kulturellen Leistungen entgegengenommen.

Wir fragen uns, wie Constant Wieser dieses arbeitsintensive, grosse und so vielgestaltige Lebenswerk hat vollbringen können. Zugute kamen ihm dabei seine grosse Arbeitskraft, sein gutes Gedächtnis und seine kräftige Konstitution. Aber vor allem waren es wohl sein intensives Interesse, den Dingen auf den Grund zu gehen, weiter seine Begeisterungsfähigkeit und seine Liebe zur Heimat, die ihm diese grossen Leistungen ermöglichten.

Sehr viel bedeutete ihm seine Familie, hier fand er Ruhe und Erholung. Seine Ehefrau Jacqueline stand ihm stets treu zur Seite und half ihm, wo sie konnte. Mit grosser Freude und Interesse verfolgte und förderte er ihren Werdegang zu einer beachtenswerten Künstlerin. Seinen Kindern war er ein liebevoller Vater und verfolgte ihre Entwicklung mit grosser Freude. Ein schwerer Schicksalsschlag war der Tod seiner Tochter Clara-Lisa, welche 1977 zusammen mit ihrem Freund und dem Bruder seiner Frau bei einem Flugzeugunglück ums Leben kam.

Constant war ein lieber Freund, in den Diskussionen, die er sehr liebte, tolerant, temperamentvoll und nie verletzend, gerade heraus, man wusste immer woran man bei ihm war. Das Fundament, auf dem sein Leben ruhte, war die Religion. Er war ein Katholik, der sich mit seinem Glauben auseinandersetzte, ein Suchender, der nicht einfach die konventionellen Normen übernehmen konnte. Manchmal ging er in die klösterliche Klausur und lebte wie ein Mönch, um mit Gott und der Welt in Einklang zu kommen. Die Freundschaft mit liberalen Professoren des Priesterseminars St. Luzi in Chur und der Besuch von theologischen Kursen für Laien halfen ihm, seine tolerante Einstellung weiter zu entwickeln. Die Zeit während und nach dem Konzil von Papst Johannes XXIII. erlebte er als Aufbruch und eine Befreiung. Die Bischofswahl in Chur 1988 war für ihn, der ganz dem ökumenischen Gedanken zugewendet war, eine grosse Enttäuschung. Im Verein «Bündnerinnen und Bündner für eine glaubwürdige Kirche» hat er sich an massgeblicher Stelle für eine befriedigende Lösung des Bischofkonfliktes eingesetzt.

Constant Wieser hat wahrlich ein reich erfülltes Leben gehabt. Wir sind ihm dankbar für alles was er in seiner vielseitigen Tätigkeit für die Allgemeinheit getan hat. Möge er im Frieden Gottes ruhen.

Robert Landolt

Unserm Freund Ernst Schweri (1925–2000)

Am 10. Januar 2000 ist Ernst Schweri-Kindhauser in seinem 75. Altersjahr in seinem Heim an der Arosastrasse in Chur gestorben. Wie es in der Laudatio anlässlich seiner Ernennung zum Ehrenmitglied des Bündner Kantonalgesangverbandes hiess, «verkörperte er die Person eines der bedeutendsten Chordirigenten Graubündens».

Eine langjährige, wertvolle Freundschaft verband mich mit Ernst Schweri. Ich erlebte seine menschliche und berufliche Entwicklung seit der Schulzeit: bei gemeinsamen Unternehmungen und Kontakten in unseren Elternhäusern, als Geigenschüler seines Vaters, bei Gesprächen über Gott und die Welt und berufliche Probleme, als getreuer Besucher seiner Konzerte. Später war ich Zeuge seiner glücklichen Ehe und des Gedeihens seiner beiden Söhne Thomas und Hans. Unvergesslich sind allen Beteiligten die fröhlichen Geburtstagsfeiern in grossem Kreis

in Schweris Ferienhäuschen in Obersays und viele gemeinsame Reisen. Ich sehe Ernst noch vor mir, wie er in unserem langjährigen Ferienparadies in Südfrankreich mit der Partitur des Berlioz-Requiems auf den Knien am Meeresstrand sass, leise vor sich hin summte und Notizen in der Partitur anbrachte. Bei aller menschlichen und künstlerischen Entwicklung blieben doch einige seiner wesentlichen Charakterzüge seit der Jugend bestehen: eine grosse Sensibilität und kindliche Begeisterungsfähigkeit, eine Ehrlichkeit und kritische Selbsteinschätzung, die allem Bluff abhold war, und damit verbunden auch eine Bescheidenheit, die ihn unter dem Beifall des Publikums fast hilflos erscheinen liess. Man musste ihn einfach gern haben.

Ernst Schweri wurde am 14. August 1925 in Chur als zweites von drei Kindern des Ehepaares Ernst und Magdalena Schweri-Graf geboren. Da sein Vater ein bedeutender Musiker, Chor- und Orchesterdirigent war, wuchs Ernst von früher Jugend an in der Welt der Musik auf. Er durchlief die Primarschule, das Gymnasium und das Oberseminar der Bündner Kantonsschule und war nach dem Erwerb der Matura 1945 und des Lehrerpatents 1946 zunächst als Lehrer in Zizers und Obervaz tätig. Obwohl er auch an Literatur und Geschichte sehr interessiert war, entschloss er sich, wie sein von ihm verehrter Vater Musiker zu werden.

Er studierte an der Musikakademie und am musikwissenschaftlichen Seminar der Uni-

versität Zürich. Bereits während des Studiums leitete er als Werkstudent verschiedene Kirchenchöre in Zürich und Umgebung und war auch als Vertreter von Willi Gohl an der Höheren Töchterschule Zürich tätig. Mit dem Lehrdiplom für Schulgesang und Cello schloss er sein Studium in Zürich ab. Ein Dirigierkurs an der Internationalen Sommerakademie in Salzburg unter Igor Markevitch vermittelte ihm wesentliche, bleibende Impulse für seine späteren Aufführungen grosser Chor- und Orchesterwerke.

1955 wurde Ernst Schweri an die Bezirksschule in Wohlen (AG) gewählt, wo er sich so rasch und gut einführte, dass er bereits 1957 mit der Unterstützung von Sponsoren das «Deutsche Requiem» von Brahms zusammen mit dem Tonhalle-Orchester Zürich und bedeutenden Solisten aufführen konnte. Es fiel ihm deshalb nicht leicht, Wohlen schon bald wieder zu verlassen, um die Stelle eines Musiklehrers an der Kantonsschule Chur zu übernehmen.

Am 18. Juli 1957 verheiratete er sich mit Hedi Kindhauser aus Andelfingen, und am gleichen Tag erfolgte seine Wahl nach Chur. Das junge Paar zog in das Elternhaus an der Arosastrasse, welches dann der bleibende Wohnsitz der Familie wurde. Ernst Schweri war als Musiklehrer zunächst an der Bündner Kantonsschule tätig, nach der Trennung von Gymnasium und Seminar wechselte er ganz an das Lehrerseminar. Neben dem Unterricht in Schulgesang und Musiktheorie leitete er den gemischten Chor des Seminars und später den Freiwilligenchor.

Im ausserschulischen Bereich entwickelte er eine rege Tätigkeit als Chorleiter. Von 1955 bis 1970 leitete er den Männerchor Chur, nahm mit ihm erfolgreich an Gesangsfesten teil, führte eine Reihe von Liederkonzerten durch und brachte, zusammen mit einem ad hoc zusammengestellten Frauenchor, auch anspruchsvolle Werke für gemischte Chöre zur Aufführung: 1959 das Requiem von G. Verdi, 1963 das Requiem von W.A. Mozart, 1966 die Messe Nr. 3 in f-Moll von A. Bruckner und 1970 als Abschiedskonzert vom Männerchor Bruckners Te Deum und Motetten.

Die Ligia Grischa, der bekannte romanisch singende Chor, war unterdessen auf Ernst Schweri aufmerksam geworden. Er berief ihn 1970 zu seinem Direktor. Während 15 Jahren bestand eine erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen diesem Chor und seinem Leiter. Höhe-

punkte dieser Zusammenarbeit waren der Auftritt im Musikvereinssaal in Wien, das Konzert in der Kirche Zürich Enge, die Erfolge an den Schweizerischen Gesangsfesten 1973 in Zürich und 1982 in Basel.

Zur Aufführung grosser Chorwerke gründete Ernst Schweri den Bündner Singkreis, mit dem er ab 1970 in regelmässigen Abständen auftrat. Die folgenden Werke sind in seinen Aufzeichnungen festgehalten: 1970 die Messe in C-Dur von L. van Beethoven, 1973 das Requiem von W.A. Mozart, 1977 die Missa Solemnis von L. van Beethoven, 1980 das Requiem von G. Verdi, 1982 die Messe Nr. 3 in f-Moll von A. Bruckner, 1983 die Calvenfeier von O. Barblan, zusammen mit der Ligia Grischa, 1986 das Requiem op. 5 von H. Berlioz.

Zahlreiche bekannte Sängerinnen und Sänger nahmen als Solisten an den grossen Chorwerken teil, so Silvia Gähwiler, Erna Spoorenberg, Marga Höffgen, Fritz Wunderlich, Agnes Giebel, Rosmarie Hofmann, um nur einige als Beispiel namentlich zu erwähnen.

Seit etwa Mitte der Achtzigerjahre traten bei Ernst gesundheitliche Störungen auf, die allmählich zunahmen und 1989 zur Diagnose einer Parkinsonschen Krankheit führten. Trotz zunehmender Schwäche durfte Ernst dank der unerschütterlichen Zuwendung seiner Frau Hedi noch viele schöne Stunden erleben: beim gemeinsamen Hören von Musik, beim Vorlesen, bei der Teilnahme an Gesprächen im Freundeskreis. Wir haben hier erfahren, was es heisst, zusammenzuhalten «in guten wie in bösen Tagen».

Eine Lebensbeschreibung bloss aus freundschaftlicher Sicht würde dem Lebenswerk von Ernst Schweri nicht gerecht. Deshalb haben wir seinen ehemaligen Kollegen, den Musiker und Komponisten Gion Antoni Derungs, gebeten, eine Würdigung aus seiner Sicht beizutragen.

Johannes Gartmann

Als ich 1962 als Musiklehrer ans Bündner Lehrerseminar in Chur kam, war Ernst Schweri bereits ein weitherum anerkannter Musiker. Unser Verhältnis war zunächst kollegial-distanziert, wurde aber im Laufe einiger Jahre immer persönlicher und freundschaftlich. Schon 1963 erlebte ich eine eindrückliche Aufführung von Mozarts «Requiem» unter der Leitung von Ernst Schweri mit dem Männerchor Chur und einem ad hoc Frauenchor. Es folgten dann immer wieder grosse Chor-Orchesterkonzerte. Stets konnte man feststellen, wie Ernst Schweri ausserordentlich gründlich, rhythmisch sehr spannend und auf saubere Intonation achtend mit dem Chor arbeitete.

Am Bündner Lehrerseminar leitete er abwechselnd mit seinem Kollegen Erwin Egli den obligatorischen Chor des Bündner Lehrerseminars. Sicher wird jeder Musiker beim Wort «obligatorisch» von einem kleinen Schauer befallen. Obwohl in so einem Chor auch sogenannte «passive Elemente» sich befanden, konnte er eine ganze Reihe sehr bemerkenswerter Aufführungen zustande bringen.

1971 kam Ernst Schweri einmal zu mir und sagte, dass er gerne versuchen würde, einen Chor aus Freiwilligen im Seminar zu gründen. Eine gute Idee, und es hat mich gefreut, dass Ernst Schweri mich bat, etwas ganz Spezielles für diese erste kleine Freiwilligengruppe zu komponieren. Es entstand die Kantate op. 44 nach Texten von Erich Kästner. Er führte sie erfolgreich auf, machte eine Radioaufnahme und empfahl sie auch Kollegen im Unterland. Dies war die Geburt des «Freiwilligen Chores des Bündner Lehrerseminars». Mit diesem mitgliedstarken Chor hat Ernst Schweri wunderbare Arbeit geleistet. Er gab zahlreiche Konzerte mit interessanten Programmen: vom einfachen Bündner Volkslied bis zum anspruchsvollen «Magnificat» von Bach, aber auch moderne Musik wurde gepflegt. Es war ein grosses Vergnügen, diesen glockenreinen Stimmen, die voll Freude unter seiner Leitung sangen, zuzuhören. Verschiedene Radioaufnahmen, aber auch eine Schallplatte «Graubünden singt» mögen jetzt noch Zeugnis geben.

Ernst Schweri war ein strenger und doch gütiger Lehrer. Er stellte hohe Anforderungen. Wer lernen wollte, bekam Wertvolles. Er hatte aber auch Verständnis und Einsicht, dass nicht jeder Schüler ein musikalisches Genie sein konnte. Seine Arbeit am Bündner Lehrerseminar hat viele Junglehrer und -lehrerinnen musikfreundlich geprägt und so der Kultur im Kanton unschätzbare Dienste erwiesen.

1970 trat Ernst Schweri zum ersten Mal mit seinem neu gegründeten Chor «Bündner Singkreis» auf. Auf dem Programm stand die «Messe in C-Dur von L. van Beethoven». Diese Aufführung war für mich sehr eindrucksvoll und ich meine, dass sie durchaus mit den grossen Aufführungen in der Schweiz mithalten konnte. Es folgten verschiedene bedeutende Konzerte mit diesem ausgezeichneten Chor. Sogar beim letzten Auftritt (1986) mit dem Requiem von Berlioz strahlte der Chor im schönsten Glanz, obwohl Ernst Schweri bereits stark gezeichnet war von einer tückischen Krankheit.

1970 übernahm er zusätzlich die Leitung der «Ligia Grischa» in Ilanz. Auch hier wurde ganze Arbeit geleistet. In Erinnerung bleibt mir vor allem das Jubiläumskonzert dieses Chores (1977) unter anderem mit Werken von Schubert und Martinu. Der bekannte Sänger Kurt Widmer, der mit mir damals mitwirkte, umschrieb seinen Eindruck darüber so: Phantastisch!

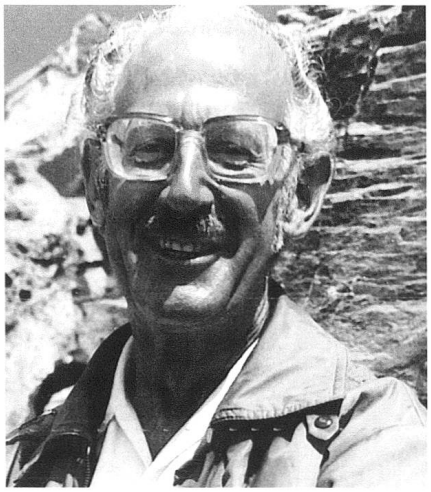
Mitte 1973 bis Ende 1974 hat Ernst Schweri den Domchor aushilfsweise geleitet. Auch hier setzte er sich ganz ein und die «Ausbeute» liess sich sehen: ein Domkonzert und zahlreiche kirchliche Aufführungen. Erwähnenswert möge vielleicht eine scheinbar kleine Begebenheit sein: Für die Weihnachtsgottesdienste wünschte sich Ernst Schweri, dass alle, Volk, Chor, Orchester und Orgel, jeder in seiner Funktion beim Lied «Stille Nacht» mitsingen bzw. mitspielen sollen. So hat er mich beauftragt, in diesem Sinne dieses zu setzen, was ich gerne tat. Seither wird «Stille Nacht» immer an Weihnachten in der überfüllten Kathedrale so aufgeführt und jetzt auch noch anderweitig. Jedes Mal denke ich an Ernst Schweri.

Obwohl Ernst Schweri die Romantik und auch die Klassik über alles liebte, hatte er grosses Verständnis für die neue Musik. Ich persönlich verdanke ihm manche Aufmunterung, wertvolle musikalische Anregungen, Kompositionsaufträge und verschiedene bestens vorbereitete Aufführungen.

Ernst Schweri war ein ernsthafter Musiker. Seine Proben waren streng, intensiv und psychologisch sehr geschickt aufgebaut, so dass sie den Mitwirkenden Freude und Genugtuung bereiteten. Klangschönheit, rhythmische Präsenz, saubere Intonation und spannende Dynamik waren seine Ideale. Für diese setzte er sich, ohne seine Kräfte zu schonen, voll ein. Schweri hat viele Sängerinnen, Sänger und Konzertbesucher durch seine mitreissende Musizierfreude reich beschenkt. Wir werden diesen grossen und liebenswürdigen Musiker immer in dankbarer Erinnerung behalten.

Gion Antoni Derungs

Nachruf auf Prof. Dr. Josef Sievi (1925–2000)



Josef Sievi wurde am 14. März 1925 als viertes von sieben Kindern in Bonaduz geboren. Dort besuchte er die Dorfschule. Sein Bildungsweg führte ihn dann über das Gymnasium von Disentis an das Priesterseminar St. Luzi in Chur, das er von 1947 bis 1952 besuchte. Die Art der Vorlesungen im Seminar hinterliess bei ihm einen derartigen Eindruck, dass in ihm das Ziel geweckt und verstärkt wurde, an diesem Ort einmal selbst eine Lehrtätigkeit zu entfalten. Nach einigen Jahren seelsorgerischem Engagement in Zürich-Wiedikon und pädagogischem Einsatz in Davos absolvierte er Studien an der École Biblique in Jerusalem und an der Universität San Tommaso in Rom. Diese schloss er mit dem Lizenziat der Bibelwissenschaften und mit dem Doktorat in Theologie ab.

Nach beschwerlichem Weg – beschrieben in seiner Autobiographie «Einsame Fährte» (1987) – erhielt er die angestrebte Professur am Priesterseminar in Chur im Herbst 1959. Wie einer seiner Studenten festhielt, begann Sepp Sievi seine Vorlesungen mit der Exegese des Propheten Amos. Am Beginn dieses Buches steht der Satz: «Gott brüllt von Zion . . .» Das war nach dem Geschmack von Josef Sievi. Er selbst liebte und pflegte die blumige und üppige, kräftige und impulsive Sprache. Er passte nur bedingt in die Zunft der alttestamentlichen Exegeten und ihren wissenschaftlichen Betrieb. Es war die Intuition, die ihn leitete, die Auslegung diktierte. Es ging ihm um das Erahnen und Erspüren. Seine Vorlesungen lebten und bebten.

Auch Fremdsprachen waren seine Stärke. Sie eröffneten ihm täglich und auf seinen zahlreichen Weltreisen die Kontakte, die er dringend brauchte. Sepp Sievi beherrschte unter anderem alt- und neuhebräisch, ebenso arabisch. Mit der Zeit fühlte er sich immer mehr zu den Arabern hingezogen. Er erfuhr ihre Gastfreundschaft und spontane Herzlichkeit. Das tat seinem sensiblen Wesen wohl. Da lebte er auf. Erzählte er davon, geriet er ins Schwärmen. Der Islam interessierte ihn. Seine Dissertation, veröffentlicht unter dem Titel «Muhammad, Prophet der Araber», zieht einen Vergleich zwischen Amos und Mohammed. Es hielt ihn auch nicht in rein biblischen Disziplinen. Ein pädagogischer und didaktischer Eifer verzehrte ihn. Er hatte das Verlangen, junge Menschen zu bilden, zu formen, zu kneten, wie er sich ausdrückte. So unterrichtete er von 1959 bis 1968 und von 1973 bis 1974 auch an der benachbarten Kantonsschule Religion, Latein und Geschichte, ab 1977 Englisch an der Gewerbeschule in Chur. Alle, die ihn als Lehrer oder Referenten erfahren durften, waren von seiner dynamischen Sprache und seinen Botschaften nicht nur beeindruckt, sondern geradezu begeistert. Professor Sievi war eine Persönlichkeit, welche seine Schüler und Bekannten nicht vergessen.

Eine Zäsur im Leben von Sepp Sievi markierte ein schwerer Skiunfall, der ihn lange in tiefe Bewusstlosigkeit stürzte. Die allmähliche Genesung empfand er zu Recht als zweites geschenktes Leben. Immer wieder betonte er beschwörend, dass er wieder voll auf dem Damm sei, die alte Kraft sich regeneriert habe. Fit sein bedeutete ihm in der Folge alles. Sportliche Betätigung – «Bergrennen» mehr als Bergwandern und Skifahren – gehörte als Erholung und Selbstbestätigung für ihn zum Alltag.

Josef Sievis Gottesbild passte in keinen dogmatischen Rahmen. Alles kirchlich Normierende löste bei ihm virulentes Unbehagen aus. Die freie Natur war für ihn der Ort der Gottbegegnung. Es war primär das Gottesporträt des Alten Testaments: Ein Gott, der zärtlich und einfühlsam ist, aber auch zuschlägt, dynamisch mitreisst, aber auch geduldig warten kann. Wir hoffen zuversichtlich, dass Josef Sievi auf dem Gipfel angelangt ist, der die Sicht freigibt. Er braucht nicht mehr vom Berg herunterzusteigen. Möge er den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schauen, der auch der Gott Jesu Christi ist. Pfarrer Sepp, wie man ihn in seinem Dorf freundschaftlich nannte, verstarb am 10. Januar 2000 und wurde nach einem würdevollen Gottesdienst von Bischof Amédée Grab und weiteren kirchlichen Würdenträgern in seiner geliebten Heimat Bonaduz beerdigt.

Vic Benovici und
Albert Gasser

Selina Könz (1910–2000)

Wer der deutschen Sprache ebenso kundig ist wie der romanischen Muttersprache und sich aus Berufung oder im Beruf der Kunst des Wortes verschreibt, wird immer wieder vor dem Dilemma stehen, ob er eine Arbeit auf deutsch oder auf romanisch schreiben und publizieren soll. Nur wenigen gelingt es, wie etwa den Brüdern Andri und Oscar Peer, in beiden Sprachen

in der Literaturszene Anerkennung und einen Leserkreis zu finden. Immer wird man schwanken und sich jeweils fragen, welche der beiden Sprachen dem Thema wirklich gemäss sei. Diese Probleme haben auch Selina Könz zu schaffen gemacht, und dies besonders, weil es ihr ein Anliegen war, sich für ihre romanische Muttersprache einzusetzen.

Das Werk aber, das ihren Namen trägt und das ein Welterfolg wurde, hat sie zunächst auf deutsch geschrieben – den «Schellen-Ursli». 1945 ist das Buch erschienen, und bereits sieben Jahre später überstieg die Auflage dreissigtausend Exemplare. Es wurde bald nicht nur in die Sprachen der Nachbarländer, sondern gesamthaft in elf Sprachen übersetzt. Die Geschichte des kleinen Buben, dem für den Chalandamarz nur eine kleine Schelle bleibt, und der daraufhin in der Nacht durch tiefen Schnee hinauf in die Maiensässhütte der Familie steigt, um von dort die grosse «Plumpa» zu holen, die ihn dann zum Anführer des Umzuges bestimmt, fand gleich ein überwältigendes Echo. Das rief nach einer Fortsetzung, und es entstanden die Bücher «Flurina und das Wildvögelein» und «Der grosse Schnee». Unbestreitbar ist ein grosser Teil dieses ungewöhnlichen Erfolges den charakteristischen Illustrationen von Alois Carigiet zuzuschreiben, die aussagestark und überzeugend die Welt eines Kindes in unserem Gebirgstal schildern. Dennoch ist es Selina Könz gewesen, die sich die Geschichte ausgedacht

und in Verse umgesetzt und die es fertig gebracht hat, den eigenwilligen Künstler von ihrem Plan zu überzeugen, sodass er für mehrere Monate in Guarda Wohnsitz nahm. Dort hat er das Leben und den Alltag der Menschen beobachtet und gezeichnet. Das Thema der Geschichte nahm dann in gemeinsamer Arbeit Gestalt an, wie Selina Könz berichtete. Viele gemeinsame Überlegungen und Entwürfe habe es beispielsweise gekostet, bis die Figur des Schellen-Ursli gelang.

Unter diesen Vorzeichen hat es sich ergeben, dass ihr Name vorwiegend mit dem «Schellen-Ursli» in Verbindung gebracht wurde, während ihr Schaffen in romanischer Sprache bedauerlicherweise im Schatten dieses Erfolges blieb. Romanischem Boden entstammte sie nur von Seiten der Mutter – das hat man ihr zuweilen auch zu merken gegeben, und das hat sie verletzt, war es ihr doch ein echtes Anliegen, als Schriftstellerin zur Stärkung der Position der gefährdeten Minderheitensprache beizutragen.

Das Engadin war ihre Heimat. In Samedan war sie am 4. August 1910 als Tochter des Anton Meyer und der Maria-Luisa Meyer-Ronzi geboren, mit den drei jüngeren Brüdern Hans, Fortunat und Ernst-Karl aufgewachsen und zur Schule gegangen. Am Kindergartenseminar Bern hat sie alsdann die Ausbildung zur Kindergärtnerin absolviert, und dann zog es das lebhafte, intelligente Mädchen in die Welt hinaus, um Fremdsprachen zu lernen, in der welschen Schweiz zunächst, und in der Folge in Deutschland, Italien und England. Zurück im Engadin übernahm Selina für zwei Jahre den Kindergarten in Zuoz. Anschliessend wurde sie Lehrerin am Kindergartenseminar Zürich. In dieser Aufgabe stellte sie fest, dass ein Mangel an geeigneten Büchern mit Geschichten und Bildern für das Vorschulalter bestand, und das mag der Impuls gewesen sein, der das Projekt für den «Schellen-Ursli», das sie während Jahren beschäftigte, zur Reife brachte.

Schon in ihrer Zuozer Zeit jedoch hatte sie eine Reihe fröhlicher Gedichte für ihre kleinen Schutzbefohlenen geschrieben, Aufsag- und Spielverse, wie etwa das Gedicht der drei Zwerge, die auf die Mückenjagd gehen und das die Kinder mit einem munteren «Pum-pum» begleiten können. In den Dreissigerjahren veröffentlichte sie verschiedene Gedichte in den romanischen Publikationen «Il tramagliunz», «Chalender Ladin», «Sain Pitschen» und «Musa rumauntscha», Texte, die Zeugnis von grosser Sensibilität und Stilsi-

cherheit geben, die aber leider nicht mehr greifbar und daher wenig bekannt sind. Arbeiten in ihrer Muttersprache hat sie jeweils in der romanischen Schreibweise mit «Selina Chönz» gezeichnet.

Sie war sich selber gegenüber anspruchsvoll und kritisch und hat Manuskripte, die sie nicht befriedigten, ohne zu zögern weggeworfen. Zu sprachlichen wie auch zu kulturellen Themen griff sie zur Feder. So hat sie zum Beispiel über die im Engadin gebräuchlichen, kunstvoll gearbeiteten Kammtaschen, die «Pettneras» geschrieben. Das im Romanischen eher karge Feld der Novelle hat sie mit etlichen wertvollen Beiträgen in der Publikation «Chasa Paterna» bereichert. 1940 wurde die historische Erzählung «La chastlauna» publiziert, 1943 die Novelle «Il purtret dal antenat» und 1950 der Zyklus «La scuvierta da l'orma». Mit subtiler Einfühlung wird in den vier Novellen das Menschsein mit seinen Schicksalsschlägen, seinen Problemen und Enttäuschungen in verschiedenen Lebensaltern beschrieben, in «Prüma prümavaira» die Gefühlswelt eines Heranwachsenden, in «Flur da sted» die Begegnung zweier Männer in entscheidender Situation ihres Lebens, Zeiten der Reife dann in «Larschs in fö» und in «Terra alva» der wehmütigen Rückblick im Alter auf ein Leben unerfüllter Hoffnungen. Plastisch sind die Charaktere geschildert, ihre Entwicklung mit Empfindsamkeit gezeichnet, und in farbiger und anschaulicher Sprache wird die Natur besungen. Auch von den sechs Novellen des Buches «L'otra via» lässt man sich in gleicher Weise berühren. Ihre Handlung nimmt wohl teilweise eigene Erlebnisse auf, wie auch persönliche, zuweilen kritische Überlegungen in erdachte Figuren eingebracht werden. Sie schreibe für eine romanische Leserschaft, hat sie in einem Interview gesagt, denn diese teile mit ihr Heimat und Sprache.

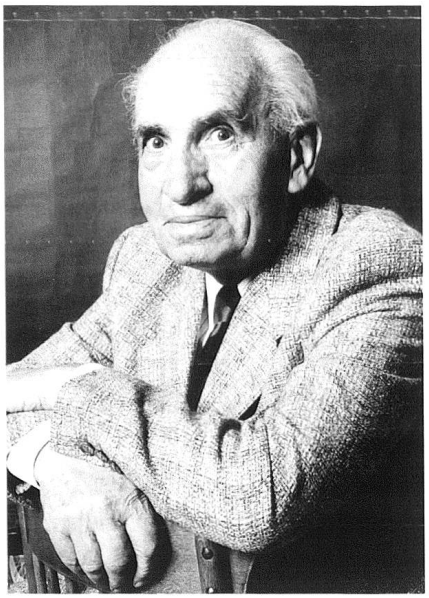
Selina Könz hat stets aufmerksam verfolgt, was um sie herum, was im Lande geschah, und sie hat dazu mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge zurück gehalten. Sie nahm Stellung, und dies ohne Umschweife, ob mündlich oder schriftlich, was natürlich nicht von allen goutiert wurde. In die Politik wollte sie nicht einsteigen, aber die soziale, kulturelle und gesetzliche Stellung der Frau hat sie sehr beschäftigt. Gegen die Hindernisse, die der weiblichen Entwicklung auf dem Gebiet der Berufsbildung und Ausübung in den Weg gelegt wurden, hat sie aufbegehrt. Diese Zurücksetzungen waren für eine Persönlichkeit vom Format von Selina nicht nur enttäuschend, sondern auch kränkend.

Im Jahre 1939 heiratete sie den bekannten Architekten Jachen Ulrich Könz. Mit ihm und den vier Kindern aus seiner ersten Ehe und dem eigenen Sohn, Steivan Liun, bewohnte sie das prächtige Haus in Guarda. Eine grosse Familie also, und ein grosser Haushalt, dazu die Begleitung des Ehemannes in seiner beruflichen und künstlerischen Tätigkeit – und dennoch der persönlichen Berufung zum Schreiben treu zu bleiben, das erforderte alle Kräfte dieser starken Frau. Es muss für sie sehr schwierig gewesen sein, als im Alter die Zeit kam, da die Kräfte nachliessen. Mit Erschütterung denken wir an eine Begegnung, da sie niedergeschlagen, mit leiser Stimme sagte, sie könne nicht mehr schreiben. Auf einen ungläubigen Einwand hat sie traurig erwidert, es gehe einfach nicht mehr, und da sei nichts zu machen.

Wie eine letzte Versöhnung erscheint es dann, dass sie 1995 in freiem Entschluss bereit war, in das Altersheim Promulins in Samedan umzusiedeln und sich dort in die Gemeinschaft einzuleben. Die Fürsorge und gute Pflege, die ihr zuteil wurden, haben ihr friedliche, von einer milden Abendsonne erhellte letzte Jahre beschert. Am 17. Februar 2000 ist sie eines sanften Todes gestorben. Es bleibt die Hoffnung, dass ihre Arbeiten einmal als Gesamtwerk herausgegeben werden und damit nicht in Vergessenheit versinken.

Marcella Maier

Toni Nigg (1908–2000)



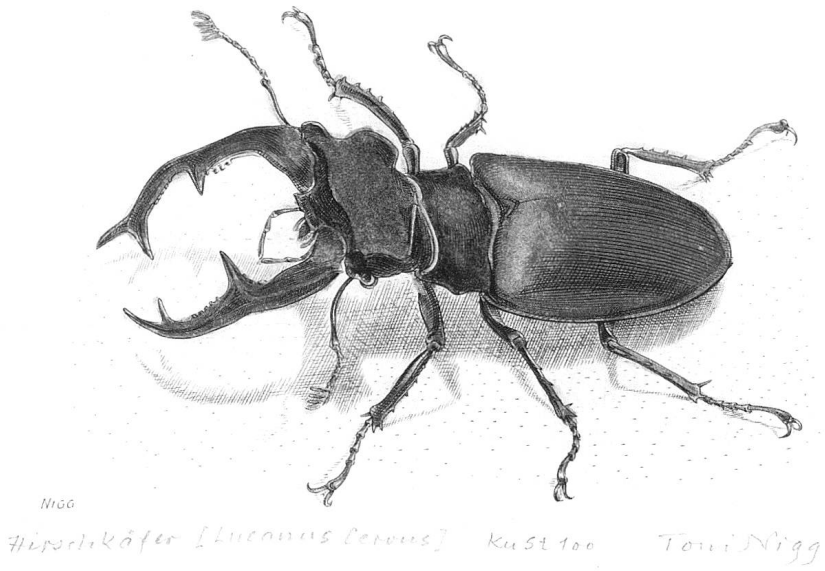
Toni Nigg konnte seinen Schülerinnen und Schülern jederzeit auf einleuchtende Weise erklären, warum ein Porträt wenig oder gar keine Ähnlichkeit mit der porträtierten Person hatte oder warum ein Tisch so, wie er auf dem Zeichenblatt erschien, nicht stehen konnte. Er war ein hervorragender Didaktiker, der auch jene Schülerinnen und Schüler, die fürs Zeichnen unbegabt waren oder sich dies zumindest einbildeten, weiterbrachte. – Auf ebenso einleuchtende Art, wie er dem Anfänger klar machte, worauf besonders zu achten war, konnte er dem, der sich für seine Stiche interessierte, erklären, wie sich ein Käfer bewegt, und er wusste genau, wie einer der Gegenstände, welche er für den Dicziunari Rumantsch Grischun zeichnete, funktioniert. Das Zeichnen hatte für ihn weniger mit Eingebung als mit genauem Beobachten, mit Verstehen und kontrolliertem Umsetzen zu tun. Statt Gefühle und Haltungen in die Dinge hineinzuprojizieren, was so leicht zu selbstgefälliger Effekthascherei verleitet, sollte man sie vorerst einmal auf sich wirken lassen.

Diese Grundhaltung hat sicher auch viel mit dem Herkommen Toni Niggs zu tun. Toni Nigg wurde am 11. Dezember 1908 in Vättis geboren. Die Primarschule besuchte er bei seinem Vater, Theophil Nigg, der ihn zur geduldigen Naturbeobachtung und sorgfältigem und ausdauerndem Arbeiten anleitete und ihn bald auch auf seine eigenen Forschungen, Lokalhistorie und Urgeschichte, neugierig machte.

Als Toni neun Jahre alt war, begann sein Vater mit der Erforschung des auf 2445 Meter über Meer gelegenen Drachenlochs. Zusammen mit Professor Emil Bächler drang er in die Geheimnisse der drei hintereinander liegenden Höhlen ein und suchte nach Beweisen dafür, dass sie von Menschen bewohnt gewesen waren. Wie sehr Toni an den Forschungen des Vaters Anteil nahm, geht daraus hervor, dass ihm die Frage nach der Bewohnbarkeit des Drachenloches auch Jahrzehnte später keine Ruhe liess. Davon gibt eine umfangreiche Dokumentation mit vielen Zeichnungen beredtes Zeugnis.

Als Toni Nigg die Primarschule besuchte, besass die Familie Nigg eine kleine Landwirtschaft, welche die Mitarbeit aller Familienmitglieder erforderte. Hier erwarb sich der Knabe eine Fülle von präzisen Kenntnissen in Bezug auf Geräte und Arbeitsmethoden, was ihm später, als er die Illustrationen für das Romanische Wörterbuch schuf, sehr zunutze kam.

Nach dem Besuch der Sekundarschule in Bad Ragaz absolvierte er das Lehrerseminar

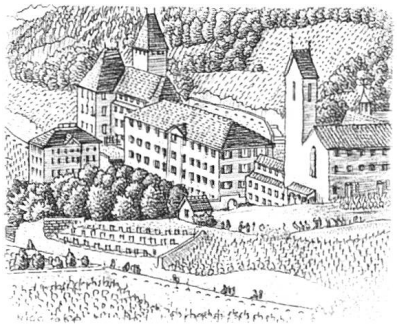


in Rorschach, wo er entscheidende Anregungen zum zeichnerischen und malerischen Gestalten bekam. 1929 erwarb er sich das Lehrerpatent und schrieb sich alsbald in der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel, der späteren Kunstgewerbeschule, ein. Hier waren seine Lehrer unter anderem die Künstler Ernst Buchner und Hermann Meyer, der Anatomiedozent Albrecht Mayer und der brillante Kunsthistoriker Georg Schmidt, der spätere Direktor des Basler Kunstmuseums.

Toni Nigg schloss diese «schönste Studienzeit», wie er in einem Lebensbericht festgehalten hat, 1932 mit dem Lehrpatent für Zeichnen, Schreiben und Handarbeit ab. (Später kehrte er mit seinen Seminarklassen regelmässig an die geliebte Stätte seiner Studien zurück, um seinen Schülerinnen und Schülern die Schätze der Basler Kunstsammlung vor Augen zu führen.)

Im Jahr des Studienabschlusses wurde Toni Nigg als Zeichenlehrer an die Bündner Kantonsschule gewählt, wo er vorerst an allen Abteilungen und vom Jahr 1963 an bis zur Pensionierung im Jahre 1974 ausschliesslich am Lehrerseminar unterrichtete.

Im Jahre 1938 heiratete er die in Chur wohnhafte gebürtige Luzernerin Anni Kleeb, welche die Handelsschule besucht hatte und damals im väterlichen Schuhgeschäft tätig war. In der mündlichen Familien-Überlieferung spielt die erste Begegnung der beiden eine nicht unbedeutende Rolle: Der junge Kantonsschullehrer soll im Schuhgeschäft von



Fräulein Kleeb bedient und gut beraten worden sein und sich trotzdem dafür entschlossen haben, genau das Paar Schuhe zu kaufen, das die sympathische Verkäuferin ihm nicht empfohlen hatte. Und die Nichtbeachtung des guten Ratschlags soll sich in Form von Blasen und Fussschmerzen gerächt haben.

Vielleicht wird diese Geschichte nicht ohne ein wenig Schadenfreude erzählt, weil es äusserst schwierig war, Toni Nigg von etwas zu überzeugen, geschweige denn zu etwas zu überreden, wenn sich eine bestimmte Ansicht bei ihm gefestigt hatte. Auch in pädagogischen Fragen und in Bezug auf die Beurteilung von Kunst hatte er klare Grundsätze. Allerdings: Bei aller Treue zu bewährten Überzeugungen war er nicht dogmatisch. Davor bewahrten ihn seine sachliche Einschätzung der Realität und sein trockener Humor, der immer auch mit dem Salz der Selbstironie gewürzt war. Der Humor kam auch seinen Schülerinnen und Schülern zugute, und zwar nicht nur in den zahlreichen Skilagern, die er mit seinen Klassen durchführte, oder bei den Arbeits-Wochenenden von Schülerchören, bei denen er nach den Proben mit seiner Gitarre den Gesang von Volks- und Lumpenliedern begleitete. Der Schalk verlieh auch vielen alltäglichen Gesprächen mit Klassen und Kollegen eine heiter-vergnügliche Note.

Als Toni Nigg nach 42-jähriger Lehrtätigkeit in Pension ging, charakterisierte Seminardirektor Conrad Buol seine Lehrtätigkeit mit folgenden Worten: «Eine solide Arbeitshaltung, die saubere Kleinarbeit und das Erlernen des Handwerklichen betrachtete er als unerlässliche Grundlage einer umfassenden Kunsterziehung...» (Jahresbericht der Bündner Kantonsschule 1973/1974, Bericht der Seminardirektion, Seite 33)

Eines der Ziele seines Unterrichts war, die Beziehung zur Kunst früherer Epochen zu vertiefen. Wie Dürer, Holbein der Jüngere, Leonardo, Brueghel, aber auch spätere Meister die Welt sahen und künstlerisch umsetzten, sollten die Schülerinnen und Schüler sehen lernen. Dabei legte Toni Nigg Wert darauf, die jungen Leute auch zum gehörigen Respekt vor den Leistungen der Grossen anzuhalten. Dieser gründet in soliden Kenntnissen und ist beständiger als schwärmerisches Bewundern. Solche Kenntnisse vertieft man am besten mit eigenen Versuchen. Bei diesen mussten auch jene Schüler, denen das Zeichnen an sich leicht fiel, die Anweisungen des Lehrers befolgen und Selbstkritik üben.

Gerade die «zeichnerisch Begabten» laufen ja Gefahr, gewisse Schwächen hinter einer äusserlichen Zeichen- oder Pinselgewandtheit zu verstecken. In

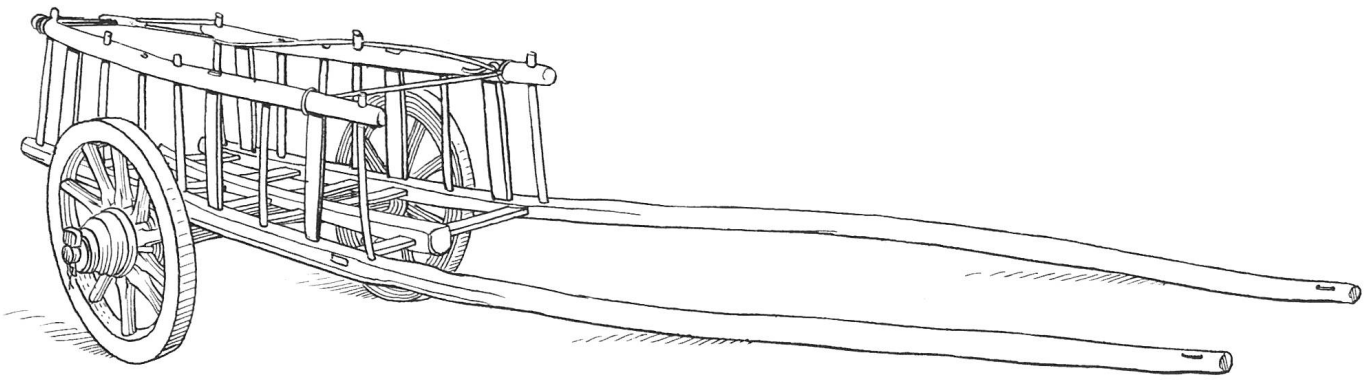
diesem Falle entsteht ein Machwerk, und das war für Toni Nigg so ziemlich das Schlimmste, was im Kunstunterricht passieren konnte – so schlimm wie das ziemlich verbreitete modische Gerede und eitle Geschwätz über Kunst und Künstler.

Die Schularbeit und die eigene künstlerische Tätigkeit waren bei dem Glücklichen, der sagte, er habe sein Hobby zum Beruf gemacht, aufs engste verbunden. Was er in Weiterbildungskursen erarbeitete, kam der Schule wie dem eigenen Werk zugute. Auch wenn er zum Beispiel mit einem Restaurator zusammenarbeitete, befähigte ihn dies, noch genauer zu erklären, wie die Werke früherer Epochen entstanden sind, und es spornte ihn gleichzeitig an, ältere Methoden selber zu erproben.

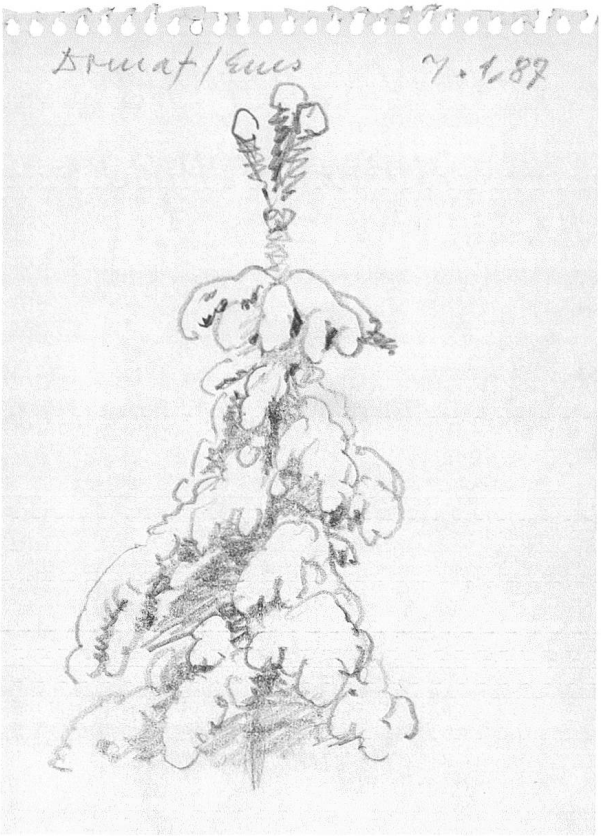
In den Fünfzigerjahren entschloss er sich, die Techniken des Kupferstichs und der Radierung zu erarbeiten und setzte sich mit dem Maler und Radierer Carl Strauss in Verbindung. Er besuchte den einst weitherum sehr geschätzten Künstler in Salums (bei Flims) und liess sich in diese Techniken einführen, die seinem Erleben und seinen bildnerischen Absichten in besonderer Weise angepasst waren. Auch in Zusammenarbeit mit Karl Bickel, dem Markenstecher von Walenstadtberg, und dem Churer Graveur Heinrich Moser erörterte er Möglichkeiten, den erwähnten Techniken das Letzte an Feinheiten abzugewinnen. Zu lernen und sein Instrumentarium zu verfeinern war ihm immer wichtiger als an die Öffentlichkeit zu treten. Er nahm zwar an insgesamt zwölf Weihnachts- bzw. Jahresausstellungen des Bündner Kunstmuseums teil, stellte dort auch einmal eine grössere Werkgruppe aus (1969, zusammen mit O. Braschler, C.A. Laely und G. Veraguth); er hätte sich aber nie dazu bewegen lassen, für seine Kunst zu lobbyieren oder lobbyieren zu lassen.

Was als Kunst gilt und was eher der Welt des Praktischen angehört, war für ihn nicht so eindeutig geschieden, wie es für sehr viele Künstler des 20. Jahrhunderts der Fall gewesen ist. Eine Buchillustration, Schrifttexte für Schulfibeln, Entwürfe für Fahnen oder für das Bündner Wappenbuch oder das Panorama mit den Gipfeln, die man vom Parpaner Rothorn aus sieht, waren in seinen Augen kein «blosses Kunstgewerbe». Den Bezug auf bereits früher gestaltete Formen (bei den Wappen) und auf Gegenstände, die als Werkzeug ihre feste Form gefunden hatten, nahm er sehr ernst – so ernst, wie die wissenschaftlichen Zeichner aus der Zeit vor der Fotografie sie genommen hatten. Das belegen wohl am eindrücklichsten die zahlreichen Illustrationen, die Toni Nigg für den Dicziunari Rumantsch Grischun geschaffen hat.

Schon im ersten Band, in welchem die Hefte der Jahre 1939 bis 1946 vereinigt sind, finden sich Zeichnungen von Toni Nigg, und den letzten begegnet man im siebten Band (1979 bis 1985). Holzgefässe, Pflüge, Mistkarren, Brotgestelle, Schlittenaufsätze für den Molkentransport, Herde, Joche usw.: Das sind nur wenige, zufällig ausgewählte Beispiele aus einer Fülle, die Bewunderung verdient und einer besonderen, eingehenden Würdigung wert wäre. Allein zum Thema des Pfluges bzw. zum Stichwort ARADER findet man 14 Zeichnungen aus der Hand Niggs, unter ihnen schematische und vergleichende Darstellungen, zum Beispiel zur Form des Sterzes beim Vor- und Nachpflug, aber auch «Porträts» von Pflügen, zum Beispiel eines besonders eindrücklichen Exemplars aus Domat/Ems. Die 14 Abbildungen



nach Zeichnungen kann man gut mit einigen Fotos vergleichen, die neben ihnen stehen, und stellt dabei fest, dass die Zeichnungen dem Betrachter die einzelnen Teile sowie die Funktionen wesentlich anschaulicher vor Augen führen.



Einzelheiten, welche die Fotografie nur in ziemlich grossen Detailaufnahmen wiedergeben könnte, zum Beispiel die Art, wie ein Strick am Ende eines Jochs verschlauft ist, werden in den Zeichnungen präzis und so, dass alles nachkontrolliert werden kann, festgehalten. Und das alles ohne jede Pedanterie. Eine lange gerade Stange an einem Wagen ist nicht mit dem Lineal gezogen, sondern weist eine sanfte Krümmung auf; eine Gruppe von Sprossen erweist sich bei näherem Hinschauen als recht unterschiedlich in Grösse und Richtung: Die Zeichnung ist gleich weit entfernt von einem blossen Registrieren wie von einer «malerischen» Wiedergabe, in der die reizvollen Unregelmässigkeiten zu stark in Erscheinung treten. Das ist eine Meisterleistung. Und Toni Nigg hat sie immer wieder erbracht, über Jahrzehnte. Seine immense Arbeit im Interesse von Linguistik und Sachkunde wird ihren Wert ohne Zweifel noch steigern, je weiter die Zeit, in der diese Geräte gebraucht wurden, zurückliegt.

Toni Nigg verfügte über eine erstaunliche Ausdauer und eine seltene Beharrlichkeit, was er auch als Berggänger, Velofahrer und Langläufer bewies. Auf seine Geduld als Künstler angesprochen, bemerkte er einmal: «Geduld? Das braucht's gar nicht, nur Freude.» Dass ihn diese Freude immer und immer wieder gepackt hat, bezeugen neben einer Fülle von Aquarellen und Drucken die Dutzende von Skizzenbüchern, die sich in seinem Nachlass finden. Er hat, was vielleicht überrascht, auf Reisen gerne rasch wechselnde Eindrücke festgehalten.

Zu Hause liess er sich aber in der Regel viel Zeit, setzte sich lange vor Tagesanbruch an die Arbeit oder abends spät. Da konnte es passieren, dass der Hirschkäfer, der seit einiger Zeit in seiner Wohnung heimisch war, über den Tisch lief und in passender Distanz einen Halt einschaltete, was den Zeichner veranlasste, das angefangene Blatt beiseitezulegen, ein neues hervorzunehmen und die Beine oder die Greifzangen des gepanzerten Hausgenossen erneut zu studieren und festzuhalten.

In einer Zeit, in der viele Künstler sich geradezu berauschten, wenn sie mit breiten Pinseln in ausholender Gestik über riesige Leinwände fuhren, verschrieb sich Toni Nigg dem Kleinformat und bemühte sich darum, in überlieferten Techniken die Haare eines Tierpelzes so wiederzugeben, dass man den struppigen oder auch flaumigen Charakter des Balgs spüren konnte, oder er liess nicht locker, bis er den Glanz auf einem Kristall mittels äusserst präzisen Schraffurlagen festhalten oder die Glanzlichter im Auge einer kleinen Katze wiedergeben konnte, wie sie sein mussten: hell, aber nicht grell, in der genau richtigen Nuance.

Eigentlich ein glücklicher Mensch, der sich einer Sache so uneingeschränkt hingeben konnte!

Und dies während sehr langer Zeit, nämlich fast siebzig Jahre lang – von seinen Studienjahren bis 1998, als die nachlassende Gesundheit das freudvolle Tun nicht mehr zuliess. – Toni Nigg-Kleeb ist im hohen Alter von 92 Jahren am 5. April 2000 von seinen altersbedingten Leiden erlöst worden.

Gabriel Peterli

Werner Lüdi zum Abschied

Herrlicher und vielsprechender hätte der Sommer an diesem 21. Juni 2000 nicht beginnen können. Doch dann verbreitete sich die vorerst kaum fassbare Nachricht: Werner Lüdi ist tot. Einfach so, gerade er, mitten aus dem Leben heraus. Noch am Vortag plauderte er mit Bekannten in einer Churer Gartenbeiz. Vielleicht war dabei auch die Rede von Plänen und bereits vereinbarten Terminen. Alles Dinge, auf die sich Werner Lüdi freute und, wie es seiner Art entsprach, mit Leib und Seele darauf zuging. Seine Aktivität war stets ausgerichtet auf seine Visionen, Pläne und Vorhaben. Genauso war seine Vitalität und die angeborene Kreativität nicht auf ein Gebiet fixiert. Es gab bei ihm keine verschwommenen noch verdeckten Grenzen zwischen Alltags- und Jazzmusikerleben. Seine Musik war nicht ein Hobby, sie bedeutete für ihn Lebensinhalt. Eine Haltung von der er nie abwich und die dadurch seinem Leben recht gibt. Wer wie Werner Lüdi den Freejazz so kompromisslos gespielt und gelebt hat, erlebt die wahre Bandbreite an zwischenmenschlichem Verhalten: Anerkennung bis hin zu selbstloser Hingabe, dann aber auch radikale und unverrückbare Ablehnung, gar Verachtung für Mensch, Künstler und Musik. Einiges bleibt nach seinem plötzlichen Tod spekulativ: war seine Musik, das freie Spiel und die Improvisation, der Freejazz Ausdruck von Revolte, Auflehnung, von Andersseinwollen, von gezieltem, kalkuliertem Dilettantismus? War es überhaupt etwas, das er selbst in letzter Konsequenz nicht deuten konnte oder wollte? Was zurückbleibt, sind Spuren. In diesen Spuren ist nebst dem Menschen Werner Lüdi sein musikalisches Vermächtnis enthalten. Er hat etwas Einmaliges hinterlassen. Sich dermassen musikalisch zu äussern ist eine Seltenheit. Musik zum Ausdruck zu bringen, die weitgehend auf herkömmliche Formen- und Harmonielehre verzichtet, in der Hörgewohnheit nicht das Mass ist. Diese Musik orientiert, misst und reibt sich an den Naturgewalten, an unretuschierbaren Alltagsklängen und -geräuschen; Aussagen zum realem Leben.

Werner Lüdi wurde am 22. April 1936 in Poschiavo geboren. Seine Jugendjahre verbrachte er zusammen mit seinen beiden jüngeren Brüdern Erich und Heinz in Landquart. Wie fast schon so üblich, erlernte er das Handörgelispiel. Von daher kam wohl seine Faszination für das ungestüme, archaische Schwyzerörgelispiel eines Res Gwerder. Gwerder, vom Typus Mensch mit Lüdi vergleichbar, verweigerte sich der sogenannten Volksmusik auf eine Art, wie es Werner Lüdi in der Jazzszene tat. Nach kaufmännischer Ausbildung in Chur, der Rekrutenschule, vorallem aber nach den ersten intensiven Erlebnissen mit dem damals als topmodern geltenden Be-bop-Stil im Jazz, zog es ihn weg von zu Hause. Musiker, nicht Kaufmann, wollte er werden. Und dieses Musikersein bestand bei ihm aus klaren Vorstellungen, so ganz im Sinne: aufgepasst, ich komme und werde ein neuer Jazzstar. Er reiste kreuz und quer durch Europa. Spielte in den verschiedensten Gruppen in Deutschland, Holland und Skandinavien. So gehörte er unter anderem 1962 der ersten Formation von Gunter Hampel an. Eine heute absolut legendäre Freejazzformation. Doch das erhoffte Leben als Jazzmusiker war kein Honigschlecken. Bald einmal musste Werner Lüdi zur Kenntnis nehmen, dass mit Jazz, besonders mit Jazz, wie er ihn und die Formationen, denen er temporär angehörte, spielten, wenig bis gar kein Geld zu verdienen war. Mit miesesten Gelegenheitsjobs auf dem Fischmarkt in Hamburg, in Getränkefabriken und Zeitungsverlagen versuchte er sich durchzuschlagen. Trotzdem: die intensivsten Musikerlebnisse hatte er damals in Deutschland.

Bei allem Willen und bei allen Durchhalteparolen: 1966, geradem al dreissig Jahre alt, zog er sich erfolglos und deprimiert von der Jazzszene zurück. Dank seinen Fähigkeiten, einer gehörigen Portion brodelnder und sprudelnder Phantasien und den Mut Dinge anzupacken, von denen der richtige Weg, geschweige das gute Ende, nicht mal erahnbar war, gelang es ihm, in der Werbebranche Fuss zu fassen. Seine Texte wurden zu Werbeslogans grosser Unternehmen und Firmen. Sie waren originell und witzig, ein geschnürtes Paket zündender Ideen. Industrieunternehmen, Versicherungsgesellschaften und Bankenkonzerne liessen sich die lüdischen Texte was kosten.

Von der Werbebranche entfernte sich Lüdi Jahre später aus verschiedensten Gründen. Vorallem aber wollte er wie damals in den Sechzigerjahren für und vom Jazz leben, ein Freelancer sein. Ein hartes Stück Brot einerseits, viele Freiheiten anderseits. Und wie das mit dem Zufall oft so spielt, war es 1981 ein Mann, der sich in den von Werner Lüdi geprobten und gelebten Sparten gleichermassen gut auskannte und darum auch legitimiert war, ihn zum Jazz zurück zu holen: Niklaus, genannt Knox, Troxler. Troxler eröffnete Lüdi die Möglichkeit, an seinem bekannten Jazzfestival Willisau – eine der weltweit wenigen Plattformen für neuere Jazzformen – aufzutreten. Lüdi grub sein Saxophon aus, übte, meist ausser Haus in der Natur, was – kennt man sein Spiel – viele Spaziergänger mehr verschreckte als erfreute. Er holte sich den Schlagzeuger Fredy Studer, den Bassisten Leo Francioli und den Gitarristen Stephan Wittwer, drei exzellente Musiker, in seine Formation Sunnymoon (abgeleitet von einem Sonny Rollins Stück) und kehrte damit 1981 in Willisau in die Welt des Jazzes zurück.

Nahezu gleichzeitig mit seinem Wiedereinstieg übersiedelte er mit seiner Frau Anita, auch sie in der Werbung tätig, von Zürich kommend in die Nähe seiner Jugendjahre, nach Malans. Im Jahre 1984 wurden Anita und Werner Lüdi Eltern eines Sohnes mit Namen Luca Enea. Seiner Frau und seinem Sohn widmete Lüdi auf seinem als zeitlos zu bezeichnenden Doppelalbum *Lunatico* den ersten und den letzten Titel: *Luca Enea* und *Anita Bonita.* Werner Lüdi wurde wieder- und neuentdeckt. Presse, Radio und Fernsehen begannen sich für ihn zu interessieren. Immer und immer wieder hätte er sein freies Spielen, den Freejazz erklären und ein gutes Stück weit auch rechtfertigen sollen. Als Destillat dieser Aussagen in Form von Zeitungsinterviews und Radiosendungen (die Hörsendung von Radio DRS aus dem Jahre 1983 mit dem Titel: *Guuge unter der Jutzbuecha,* gehört zum Besten, was biographisch und dokumentarisch über Werner Lüdi ausgestrahlt worden ist) kann geschlossen werden, dass ihm das Spiel seiner schwarzamerikani-

schen Vorbilder, der Saxophonisten Charlie Parker, John Coltrane und Albert Ayler, wichtig war. Jazzmusikern wie dem Schlagzeuger Art Blakey und besonders dem Saxophonisten Art Pepper fühlte er sich zeitlebens verbunden. Dass er als Pionier des Freejazz bezeichnet wird, ein Musiker ist, der Freejazz gespielt hat, bevor der Begriff als solcher, von Ornette Colemans geschichtemachendem Titel hergeleitet, überhaupt bekannt und für das freie Spiel verwendet wurde, ist weder übertrieben noch überschätzt dargestellt: es ist eine nachweisbare Tatsache. Seine guten und freundschaftlichen Kontakte begannen zu der in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre entstandenen deutschen Szene. Mit Leuten wie Peter Brötzmann, *die* Integrationsfigur schlechthin im europäischen Freejazz, dem Bassisten Peter Kowald und dem Schlagwerker Paul Lovens, um ein paar wenige zu nennen, spielte er immer wieder zusammen. Fast schon schicksalsbestimmt mutet im Nachhinein an, dass Lüdi seine letzte Tournee mit Peter Brötzmann bestritt. Damit wurde ihr Konzert im Churer Marsöl am Auffahrtstagabend 2000 für alle Beteiligten zu einem ungeahnten Abschied.

Alle Namen der Musiker, mit denen er gespielt hat, die verschiedensten Gruppen und Formationen wie Sunnymoon, Blauer Hirsch, Lohn der Angst, Lüdi, alle Einspielungen auf Band, Vinyl und CD, alle Film-, Theater- und Hörspielproduktionen aufzählen zu wollen, führte hier wohl zu weit. Es würde diesem Nachruf einen ungewollt marktschreierischen Anstrich verleihen. Seine Platten sind faszinierende Produkte seiner musikalischen Sprache und Aussage. Titel wie *im Nacht sind alla schwarza Katz* und *Ohrkehrum prescht das Wildschein über Stock und Stein* zeugen von zuweilen sarkastischem Humor. Was leider erst in den letzten Jahren vermehrt zum Ausdruck kam, waren seine journalistischen Fähigkeiten. Für die Wochenzeitung WOZ schrieb er CD-Besprechungen, aufgrund deren Beschreibung sich ein Anhören fast schon erübrigte, und Berichte über seine Konzerttourneen in Osteuropa, Fernost und New York. Für seinen Bericht über eine Russlandtournee unter dem Titel *from Russia with laugh* erhielt Lüdi im Mai des vergangenen Jahres den Zürcher Journalistenpreis. Eine Auszeichnung, die wohlverdient war, wie auch der Anerkennungspreis 1987 der Bündner Kulturförderung. Was dieser Unbeugsame, sich selbst als Freejazz-Fossil bezeichnende, nie vergass, trotz weltweiter Kontakte – der Churer Jazzpianist Little Fritz Trippel bezeichnet in seinem filmischen Porträt Lüdi als weltbekannt –, waren seine Freunde, Kameraden und Wegbegleiter aus frühesten Zeiten. So hielt er an Charlie Parker und Art Pepper fest, fand stets, dass die Altmeister des Saxophons, Lester Young und Ben Webster, einfach wunderbare Musik gemacht hätten, war seinem Churer Freund Toni Schädler, der ihm das Saxophonspielen beibrachte und gleichzeitig auch in ihm die Flamme Jazz entzündet hatte, eng und dankbar verbunden. Werner Lüdi hielt im Grunde nichts von Heimatverbundenheit, von Lokalgrösse, und doch war der gebürtige Emmentaler in und mit Graubünden verwurzelt. Ein Bergler, und wie es der Journalist Christian Rentsch nicht treffender hätte festhalten können: ein scharfsinniger, leidenschaftlicher, wilder und kantiger Bündner Grind. Werner Lüdi hinterlässt bei seiner Frau, seinem Sohn und der Familie eine grosse Lücke. Seinen vielen Bekannten bleibt die Erinnerung an einen ganz besonderen, einzigartigen und auf seine ganz persönliche Art wundervollen Menschen.

Domenic Buchli